

# CHINASZENEN

Ein Zeitdokument in Bildern von Friedrich Schiff (1908 – 1967)



Herausgegeben von Gerd Kaminski

# CHINASZENEN

Ein Zeitdokument in Bildern von Friedrich Schiff (1908 – 1967)

Herausgegeben von Gerd Kaminski

## INHALT



Einleitung	3
Chinesische Berufe	7
Straßenszenen	13
Vergnügen	15
Armut und Ausbeutung	19
Ausländische Präsenz	21
Halbwelt und Laster	29
Der Krieg	35
Europäische Emigration	45
Japanische Okkupation	49
Die Sieger	53
Chinesische Typen	57
Zur Biografie Friedrich Schiffs	67
Nachruhm	70
Quellen	71



## EINLEITUNG

Das China der Zwischenkriegszeit war Schmelztiegel, Experimentierfeld und Pulverfass zugleich. Wie nie zuvor sah sich das Reich der Mitte dem Einfluss verschiedenster und widersprüchlichster Strömungen ausgesetzt. Wie war es dazu gekommen?

Lange Zeit hatte sich das riesige Reich China als Mittelpunkt der Welt gesehen und sich erfolgreich nach außen hin abgeschottet, damit aber auch den Anschluss an die technische Entwicklung und den allgemeinen Fortschritt versäumt. Mit den Opiumkriegen Mitte des 19. Jahrhunderts, aus denen die westlichen Mächte als eindeutige Sieger hervorgingen, wurde sich China allmählich seiner technischen Unterlegenheit bewusst und musste darüber hinaus im Rahmen verschiedener Verträge den Siegermächten (den großen europäischen Staaten, den USA und zum Teil auch Japan) erhebliche Privilegien auf chinesischem Boden zusichern. Weitere solcher einseitigen Vereinbarungen, später als sogenannte „Ungleiche Verträge“ bezeichnet, sollten folgen. Vergeblich versuchte sich China noch im 19. Jahrhundert durch bloße Übernahme europäischer Technik bei gleichzeitiger Beibehaltung des traditionellen philosophischen Hintergrundes aus dem Chaos zu retten.

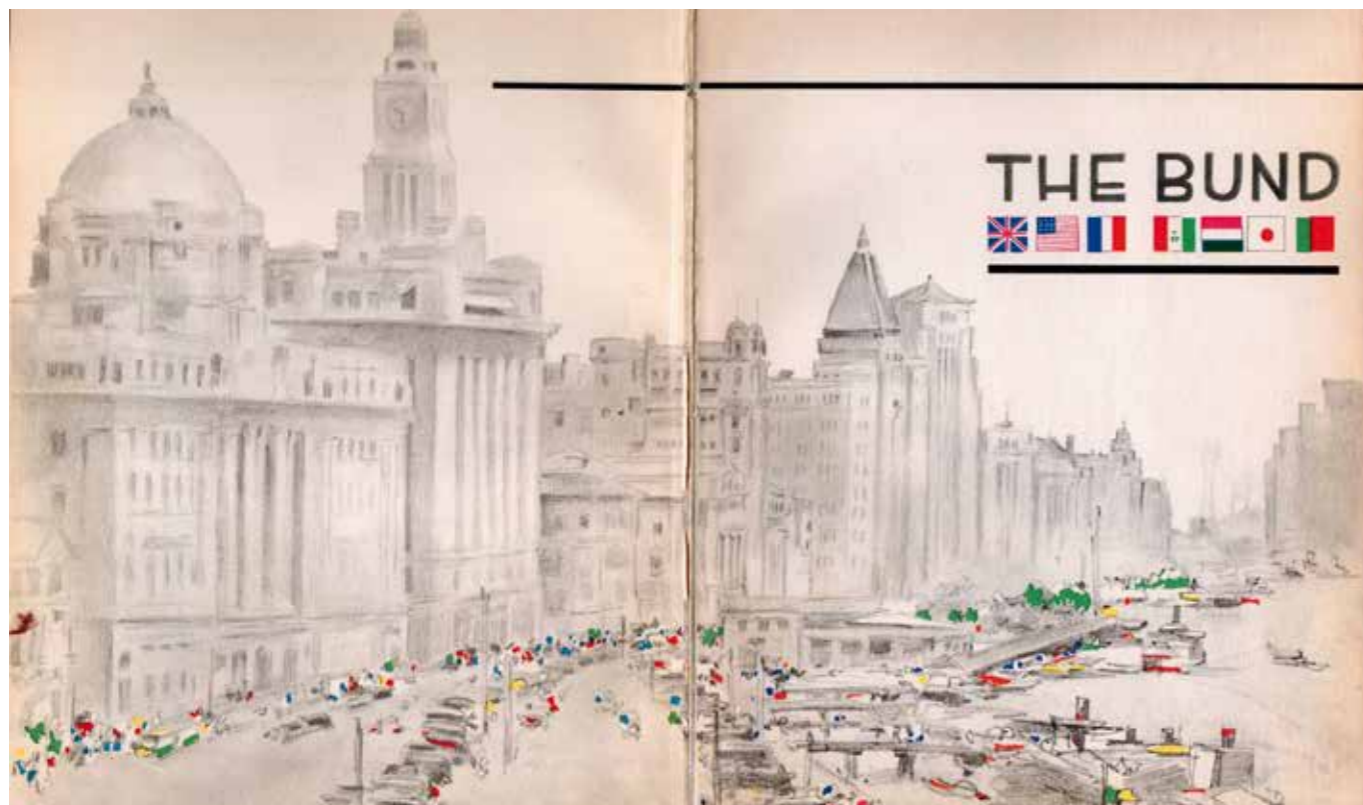
In einem verzweifelten Aufbegehren wollte die Mandschu-Dynastie durch ein Bündnis mit der fremdenfeindlichen Bewegung der „Boxer“ das stete Vordringen westlicher Einflüsse in China stoppen. Der „Boxeraufstand“, der 1900 zu einem Krieg zwischen China und den westlichen Mächten führte, scheiterte aber kläglich an der Überlegenheit der Westmächte. Die Situation verschlimmerte sich dadurch: Im sogenannten „Boxerprotokoll“ von 1901 sicherten sich die ausländischen Mächte noch drückendere Zugriffsmöglichkeiten und Privilegien zu, als sie durch die ungleichen Verträge des 19. Jahrhunderts ohnehin schon hatten. China wurde zunehmend zu einer Art unmündigem „Kind“ degradiert. Neue Pachtgebiete wurden China abgerungen. „Man teilte China, wie man eine Melone teilt!“, meinte später Mao Zedong zu diesem rechtlosen Zustand des Riesenreiches.

Da trat der südchinesische Arzt Dr. Sun Yatsen, Gründungsvater der sogenannten Kuomintang, auf den Plan. Die von ihm geführten und inspirierten Rebellen wollten durch den Sturz der Monarchie eine Wende erzwingen. Ihrer Meinung nach bedurfte es der Übernahme westlicher Technik und westlichen Gedankengutes, um China wirksam zu helfen. Eine chinesische Republik sollte aus freien Stücken und ohne ausländische Einmischung westliche Demokratie verwirklichen. Ende 1911 war es so weit. Die Mandschu wurden vom Thron vertrieben, man proklamierte die Republik. Als man ein Jahr später den Gedächtnistag beging, wurden dort, wo der Kaiser einst geopfert hatte, Zigaretten und Getränke feilgeboten. – Einer der vielen Versuche, sich von der eigenen langen Geschichte, welche zunehmend zur Last geworden war, abzusprengen.

Doch schon bald darauf war die junge chinesische Demokratie von innen durch monarchistische Putsche bedroht. Von außen drängten die Japaner ins Reich. Korrupte chinesische Politiker wurden von Japan als Werkzeug verwendet, um China in den I. Weltkrieg zu verwickeln. Japan gab China Kriegskredite und ließ sich gleichzeitig insgeheim von der Entente versprechen, dass es auf der künftigen Friedenskonferenz den Zuschlag für das ehemalige deutsche Pachtgebiet in Shandong erhalten würde.

In China hatte man sich von der Beteiligung am Krieg erwartet, dass es dadurch eine gleichberechtigte Position innerhalb der internationalen Gemeinschaft erringen könne – ein Traum, den die Beschlüsse der Pariser Friedenskonferenz von 1919 jäh zum Platzen brachten: China, die Siegermacht, musste an Japan Gebiete abgeben. Als dies ruchbar wurde, stürmten Pekinger Studenten die Häuser japanfreundlicher Regierungsmitglieder. Die chinesische Verhandlungsdelegation in Paris wurde von einer Flut von Protesttelegrammen aus allen Kreisen der chinesischen Bevölkerung überschwemmt. Sie sah sich genötigt, die Unterschrift unter den Friedensvertrag mit Deutschland zu verweigern.

Aus den Demonstrationen des 4. Mai 1919 gegen die



Das Shanghai der dreißiger Jahre: international, reich, verkommen

chinesische Unterschrift auf dem Friedensvertrag mit Deutschland entwickelte sich die sogenannte 4.-Mai-Bewegung, welche sich zum Ziel setzte, das Gefüge der traditionellen chinesischen Kultur von unten nach oben zu kehren. Der alte chinesische Literaturstil wurde abgeschafft. Chinesische Reformer wollten nicht nur die alte Pekingoper radikal beseitigen, sondern auch die chinesischen Schriftzeichen.

Und bald schon bahnte sich der Chinesische Bürgerkrieg – die blutige Auseinandersetzung zwischen Teilen der nationalistischen Kuomintang (unter Tschiang Kaischek) und der Kommunistischen Partei (unter der Führung von Mao Zedong) – an: Gegen die Warlords, welche das Chaos zur Wiedererrichtung feudaler Zustände genutzt hatten, traten Nationalisten und Kommunisten zuerst gemeinsam an. Nach

der Einnahme Shanghais entschied sich Tschiang Kaischek, der Nachfolger des 1925 verstorbenen Sun Yatsen, aber für die Zusammenarbeit mit der chinesischen Hochfinanz, in die er damals einheiratete, und entledigte sich vorerst seiner kommunistischen Verbündeten auf blutige Weise. Doch die waren nicht so einfach auszurotten. Sie verteidigten sich in den kommunistischen Basisgebieten auf dem Lande. Selbst den „Langen Marsch“ überstanden sie und trotzten in den Lößhöhlen Yan'ans (Yenans) der Belagerung durch Tschiang Kaischek. Während in Shanghai an juristischen Fakultäten auf italienisches Betreiben hin faschistisches Recht gelehrt wurde, vertiefte man sich in den Kavernen Yan'ans in das Studium der marxistischen Klassiker. Gleichzeitig versuchte man neue Wirtschafts- und Lebens-

formen, gab das Land an die Pflüger, erleichterte die Scheidung und ließ nach dem Motto „Drei alte Bauern ersetzen einen Richter“ das Volk in der Justiz mitwirken.

Die meisten in China ansässigen Ausländer waren allerdings jeder Neuerung abhold und beeinflussten in diesem Sinne erfolgreich ihre Heimatregierungen. China könne sich in Wahrheit gar nicht selbst regieren, so hieß es. Daher solle man jedes Privileg, das China einmal abgerungen worden war, verbissen verteidigen. Eines der wichtigsten Privilegien waren die ausländischen Konzessionen, die die Chinesen im eigenen Land zu rechtlosen Fremden degradierten. Paradebeispiel jener Anmaßung war Shanghai – die Hochburg der ausländischen Präsenz in China, die Bastion ihres Handels. – Auch wenn es in gewissem Ausmaß begüterten chinesischen Familien Shanghais gelang, die Vorteile des Standorts zu nutzen und eine vergleichsweise bescheidene nationale chinesische Industrie aufzubauen.

Shanghai, die Stadt größten Reichtums, der sich auf frühkapitalistische Arbeitsbedingungen gründete, Shanghai, die Stadt tiefster moralischer Verkommenheit, war gleichzeitig hohe Schule der Revolution. Im Café „Chocolateshop“ trafen sich die Abgesandten Yan'ans, um mit chinesischen, aber auch europäischen Intellektuellen Kontakt aufzunehmen.



Friedrich Schiff als junger Maler in Shanghai

In diese Stadt, fiebriger Puls des in Konvulsionen liegenden chinesischen Reiches, kam 1930 der junge österreichische Maler Friedrich Schiff. Er besaß einen wachen Blick für seine Umgebung und das nötige Können, um die ständig auf ihn einstürzenden Impressionen auf Papier und Leinwand zu bannen. Schiff war sich bewusst, dass in Shanghai allein das Geldverdienen zählte, und er hat in selbstironischer Weise seine eigene Tätigkeit auch so dargestellt.

Doch Schiff war kein abgebrühter „Shanghailänder“, wie sich die ausländischen Bewohner der exterritorialen Zonen Shanghais nannten, wenn er sich auch gelegentlich so geben mochte. Er kokettierte mit den Lastern seiner Umgebung, jedoch ohne die Absicht, sie liebenswürdig zu machen. Nach einigen scheinbar harmlosen Figürchen kommt oft ein Signal, das verfremdet. Bei seinen Kunstpostkarten sind es meistens elegant hingeworfene Hinweise, ein kurzes Lüften der drolligen Maskerade, welches den Betrachter Aug' in Aug' mit Not und nackter Verzweiflung bringen soll, die von der prächtigen Fassade nur dürftig verdeckt wurden. Direkt ans Herz greift er mit seinen Skizzen aus dem Shanghaier Milieu. Shanghai besaß damals die längste Bar der Welt, den größten Klub, das schönste Hotel, die aufregendste Skyline und die meisten Banken Ostasiens. Die städtische Müllabfuhr kümmerte sich auch um die Bettler, welche morgens nach kühlen Nächten zu Dutzenden tot auf der Straße lagen.

Friedrich Schiff hat die Gefühle, die er angesichts dieser widersprüchlichen Situation empfand, einmal so ausgedrückt:

*„Will man das Porträt dieser Stadt malen, muss man es in den kontrastierendsten Farben tun und zu jedem Farbfleck, den man auf die Leinwand setzt, sogleich die Komplementärfarbe fügen. Denn diese Stadt und das Leben in ihr besteht aus den schärfsten Gegensätzen: Hier stehen Luxusappartementshäuser mit allen Errungenschaften moderner Technik ausgestattet, mit Zentralheizung, Air Conditioning und eigenem Schwimmbad, das nur für die Mieter und ihre Gäste reserviert ist. Gleich daneben leben Kulis in primitivsten Behausungen. Unter den Strohdächern der Sampans, der schmalen Wohnboote, die sich zu Hunderten am Ufer drängen, werden Menschen geboren, und auf dem engen Deck*

sterben sie, ohne je ein anderes Heim gekannt zu haben. In den Straßen der Chinesischen Stadt schlafen in den erstickend heißen Sommernächten die Menschen auf Strohmatten auf der Straße, um der unerträglichen Hitze in ihren engen, primitiven Häusern zu entgehen. Und nicht weit entfernt, auf dem Dachgarten des eleganten Klubhauses, trinken Damen in dekolletierten Abendkleidern und Herren im weißen Smoking ihren eisgekühlten Whisky. In diesem Shanghai lebten Menschen in für unsere Begriffe unvorstellbarem Elend. Und hier gab es ebenso kaum vorstellbaren Reichtum. Es gab Hunger, Hunger und Not, und es gab die raffinierteste Küche der Welt, in der das Kochen zu einer Kunst entwickelt worden war. Hier gab es uralte Lebensweisheit und daneben ein fast tierisches Dahinvegetieren oder rücksichtsloses Raffen und Jagen nach materiellen Gütern.“

Dennoch war sich Schiff darüber im Klaren, dass viele Chinesen in den großen chinesischen Küstenstädten, trotz des Elends, das sich bot, noch immer besser dran waren als im eigentlichen China, wo statt der erbarmungslosen kapitalistischen noch grausamere feudalistische Verhält-



Shanghai – das war die Stadt der Bettler ...

nisse herrschten. Schiff war ein dem Humanismus verpflichtetem Mensch, der kein bestimmtes politisches Konzept vertrat. In Shanghai, Peking und auf seinen Reisen in China skizzierte er, kritisierte wohl auch auf diese Weise, registrierte aber vor allem und dokumentierte so die wirre Zeit der Chinesischen Republik – und damit eines Chinas, von dem vieles heute der Vergangenheit angehört.



... und der eleganten Gesellschaften

## CHINESISCHE BERUFE

Schon in der Barockzeit liebten es die Europäer, Chinesen bei der Ausübung ihrer Berufe darzustellen. Daran hat sich auch während des 19. Jahrhunderts, in dem das einst so positive Chinabild durch Unverständnis und Intoleranz stark gelitten hatte, nichts geändert. Um 1800 zum Beispiel erschien bei W. Miller in Londons Old Bond Street ein großer, kostbar ausgestatteter Band, welcher 60 Kupferstiche mit verschiedenen chinesischen Typen enthielt. Bei den meisten davon handelte es sich um die Darstellung von Berufen. Auch die Reiseliteratur des späteren 19. Jahrhunderts und des 20. Jahrhunderts machte keine Ausnahme. In vielfältiger Weise porträtierte man den Chinesen als Handwerker und Hausierer.

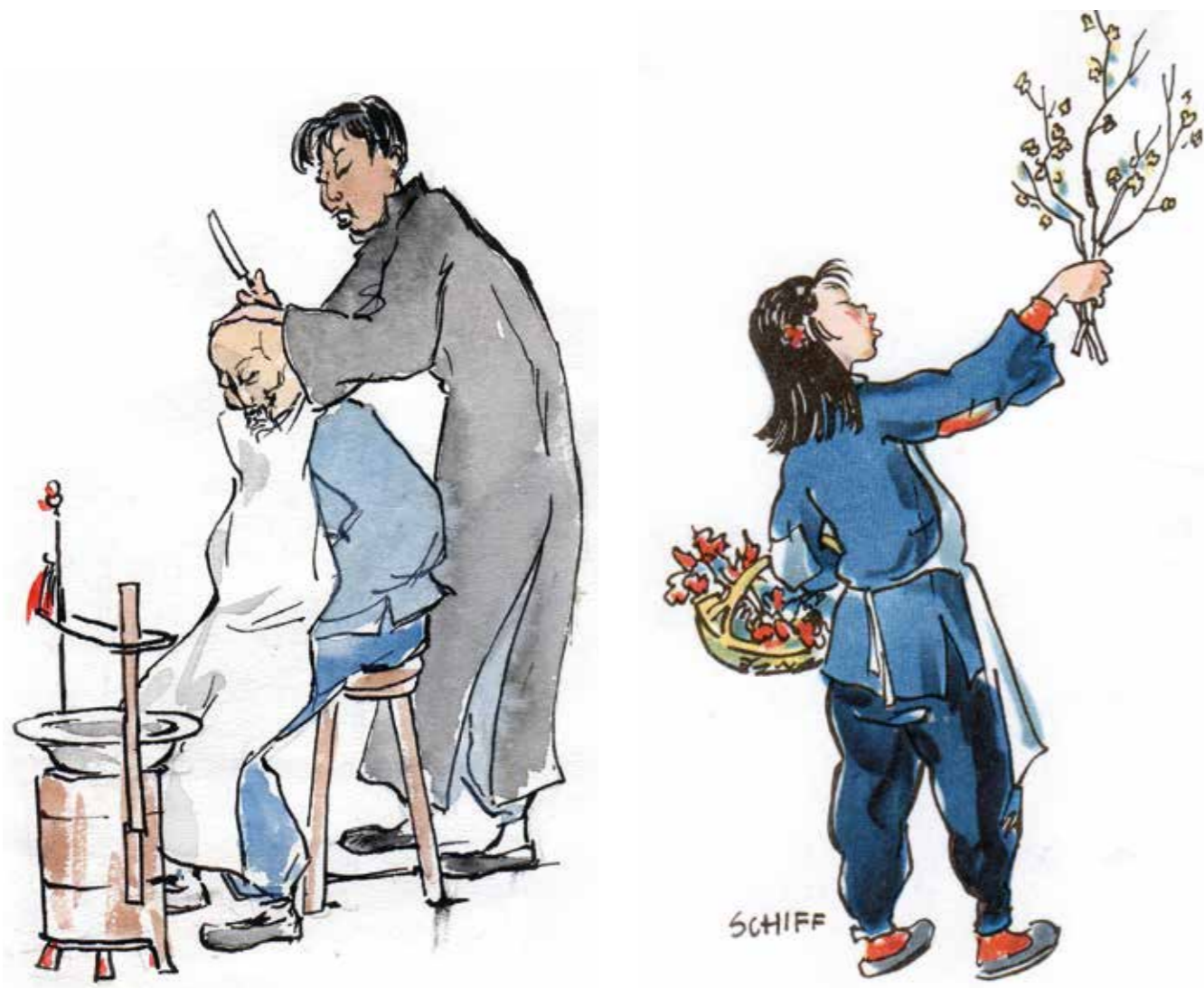
Nicht, dass man ihn als ungeschickt angesehen hätte. Plüschow, Jagdflieger und Held des Abwehrkampfes von Tsingtau im I. Weltkrieg, schrieb in seinen Erinnerungen voll Bewunderung von dem Chinesen, der ihm mit einfachsten Instrumenten einen tadellosen neuen Propeller hergestellt hatte. Auch die österreichischen Marinesoldaten, welche in China stationiert waren, beschäftigten chinesische Handwerker. Einer davon, ein gewisser Karl Batzina, ließ sich sogar eigene Postkarten herstellen, auf denen er, versonnen auf einen Hobel gestützt, einen eifrig sägenden Chinesen beaufsichtigte. – Und genau dieses Bild war symptomatisch für die Sicht der Ausländer auf das Reich der Mitte: China wurde von den Ausländern als unmündiges Kind betrachtet, das in wichtigen Dingen der Anleitung bedurfte. Wie hatte der ehemalige amerikanische Botschafter in China, Charles Denby, das kaiserliche China geschildert? Als „Schüler, willfährig und freundlich, der mit kindlichem Gesicht in das Gesicht seines Vormunds blickt“.

Und in dieser Haltung hätte man China gerne verewigt. Sun Yatsen, der Vater der Chinesischen Republik, brachte 1922 in New York und London ein dickes Buch heraus. Es trug den Titel „International Development of China“ und enthielt mit Plänen und Statistiken reich bestückte Vorschläge, wie man China zum eigenen Nutzen, wie auch gleichermaßen zum

Vorteil seiner Partner, wirtschaftlich entwickeln könnte. Doch die Industriemächte wollten davon nichts wissen. China blieb in das Korsett der alten ungleichen Verträge aus dem 19. Jahrhundert gepresst. Diese Verträge sahen unter anderem extreme Schutzzölle vor, die es China unmöglich machten, eine eigene Industrie zu entwickeln. So verwendete eine Zementfabrik bei Tianjin nicht etwa chinesischen Gips, sondern solchen aus Deutschland, da dieser infolge seiner mit bloß 5 % bemessenen Einfuhrbelastung billiger kam als das gleiche Produkt aus der nächsten Provinz. China sollte konsumieren und nicht produzieren. In den Hafentädten, in denen das große Geschäft gemacht wurde, stieß man die einheimischen Fabrikanten weg. Die chinesische Industrie konnte sich bloß langsam entwickeln. „Unter Aufsicht gestellt“ ließ man die Chinesen allerdings gelten. Der „Compradore“ – vom portugiesischen Ausdruck für „compra“ = „kaufen“ abgeleitet – war der Vermittler zum chinesischen Markt, derjenige, der um nicht wenig Geld die Pläne der ausländischen Handelsherren in die Tat umsetzte. Auch die „Shroffs“ waren in ausländischen Firmen gerne gesehen. Diese chinesischen Angestellten, welche nach und nach die höheren Weihen der Buchhaltung und der Registrierkasse erhalten hatten, waren früher einmal damit beschäftigt gewesen, durch Befühlen der Silberdollars die echten von den falschen zu unterscheiden. So weit, so gut, so nützlich. Doch als echten Partner wollte man den Chinesen kaum akzeptieren. Und so warf man sich in dem 1930 veröffentlichten Bildband „Shanghai Today“ in die Brust, dass man immerhin so generös gewesen sei, Chinesen in den ausländischen Konzessionen wohnen zu lassen:

*„The admission of the Chinese into the Settlements was of course contrary to the intention of the original agreement with the Chinese authorities.“*

Daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass sich bei Schiff Typen wiederfinden, welche schon 1800 in London

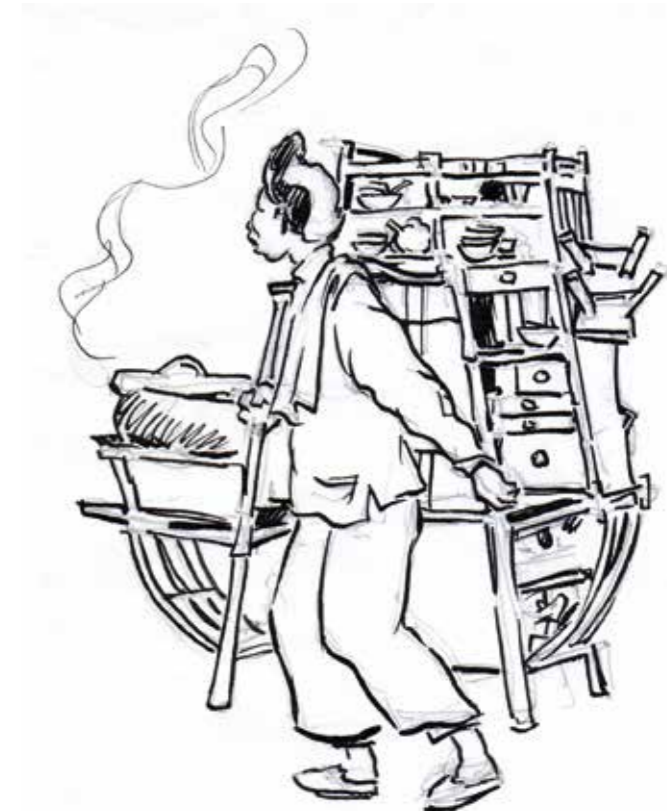


So sahen die Europäer den Chinesen: als Friseur, Blumenmädchen ...



... Fischer und Wanderhändler ...

vom englischen Major George Henry Mason veröffentlicht worden sind: der Friseur, der Wanderhändler, der Fischer, der Obstverkäufer. Auch Wahrsager und Briefschreiber waren ein beliebtes Thema früher europäischer Illustrationen zur China-Literatur. Die weitere Entwicklung des 19. Jahrhunderts, bei der China nach europäischer Ansicht Kind, nach chinesischer Ansicht Stiefkind geblieben war, hatte die Berufe wie die des Compradore oder des Rikschakulis gebracht, welche von Schiff einprägsam dargestellt worden sind. Augenzwinkernd zeigt er den Europäer, der sich von chinesischen Dienstboten hinten und vorne bedienen lässt. Viele Angehörige westlicher Staaten konnten sich den Chinesen gar nicht anders vorstellen, denn als Dienstboten. Einem hohen chinesischen Diplomaten, der in den zwanziger Jahren durch die teppichbespannten Gänge eines Washingtoner Hotels schritt, wurde von einem weiblichen Hotelgast ohne Umstände ein Bündel Wäsche in die Hand gedrückt. „Madame“, erklärte er mit feinem Lächeln, „es mag sein, dass jeder Wäscher Chinese ist, aber nicht jeder Chinese ist Wäscher.“ Ähnliches passierte auch einem hochrangigen chinesischen Wissenschaftler, der bei einem Bankett in Shanghai von seiner Tischdame im Pidgin English gönnerhaft gefragt wurde: „How do you like this soupy-soupy?“, gleich darauf auf Aufforderung der Gastgeberin in brillantem Englisch einen Vortrag hielt und dann augenzwinkernd zurückfragte: „How did you like my speechy-speechy?“ Heute baut China Satelliten, U-Boot-gestützte



Fernlenkaffen und hat die Großmächte in einigen Forschungsbereichen und Fertigungstechniken sogar übertroufen. Die Gediegenheit seiner handwerklichen Produkte ist geblieben und die Freude der Chinesen am Handeln. Ebenso das Geschick und die Liebenswürdigkeit chinesischer Hausangestellter, der sogenannten Amahs, und Köche. Als in europäischen Augen typische Repräsentanten chinesischer Berufe gehören sie allerdings einem China der Vergangenheit an.



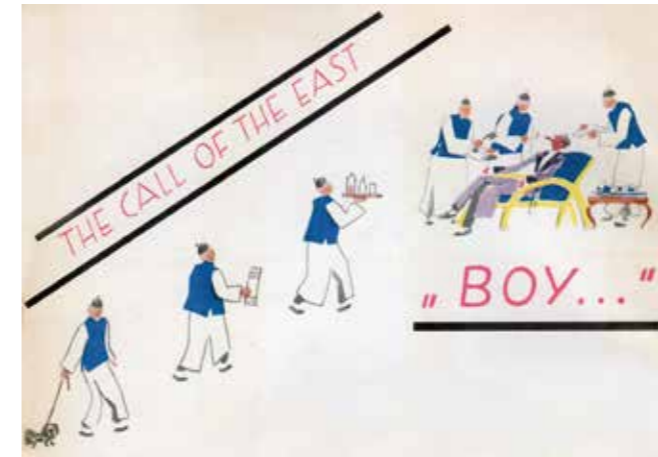
... als Obstverkäufer, Briefeschreiber und Rikschakuli ...



... als Handelsvermittler – die sogenannten „Compradores“ ...



WHY YOU NO MAKE YORKSHIRE - PUDDING?" "MISSIE - MARKET-SIDE NO CAN CATCHEE YORKSHIRE!"



... und vor allem: als Hausboy







## STRASSENSZENEN

Die chinesischen Straßenszenen, welche Schiff festgehalten hat, gehören nicht bloß dem China der dreißiger Jahre an. Selbst heute gibt es in China wieder wieder Rikschas, diese von Menschenkraft betriebenen Wägelchen. Sie dienen jedoch weniger dem allgemeinen als dem Fremdenverkehr. – Tourismus statt Transport. Gerne lassen sich Ausländer ein Stück mitnehmen, und jedes Mal wird solch eine exotische Fahrt durch zahlreiche Fotos gut dokumentiert. Was heute hübsch nostalgisch anmutet und vergleichsweise gut bezahlt ist, war einst harter Broterwerb. Wie hart, kann man im „Rikschakuli“, dem 1936 erschienenen Roman des großen chinesischen Schriftstellers Lao She, nachlesen. Erst nach der Etablierung der chinesischen Volksrepublik im Jahr 1949 wurde verboten, dass sich Menschen von anderen Menschen für Geld ziehen lassen. Vorübergehend beließ man jedoch noch einigen Männern, die nichts anderes gelernt hatten, ihre alten Rikschas. Doch bald schon wurden sie durch die Fahrradrikschas ersetzt, welche es schon in Schiffs China gegeben hatte. Seit dem Ende der siebziger Jahre erfreut sich übrigens die Fahrradrikscha in China wieder steigender Beliebtheit. Sie ist nicht nur billiger, sondern auch leichter zu bekommen als ein Taxi, und

man kommt damit leichter in die engen Hutongs bis zur eigenen Wohnung. Selbst Akrobaten sieht man – außerhalb der staatlichen Ensembles – wiederum gelegentlich an Ecken und Plätzen. Während der Zeit, als in China ein schärferer politischer Wind blies, hätte man dies wohl nicht geduldet. Doch selbst damals war auf den Gehwegen der chinesischen Städte ein buntes Treiben zu beobachten. Schon wegen der einst wie heute beengten Wohnverhältnisse sind die Chinesen gewohnt, die Straße in ihren Wohnraum einzubeziehen. Allein oder in Grüppchen hocken sie vor den Eingangstoren und schaufeln mit den Stäbchen Reis und Nudeln in den Mund, während sie das Ringsherum genau beobachten. In den Städten des chinesischen Südens schlafen ganze Familien auf leichten Rohrbetten außerhalb ihrer heißen, stickigen Wohnungen im Freien, und will ein Autobus oder Lastwagen zu später Stunde durch eine enge Gasse, dann müssen zuerst die Betten weggeräumt werden. Weiter nördlich ist dies weniger zu beobachten, doch im Norden wie im Süden sitzen die Leute am Abend unter den Straßenlaternen und spielen Karten oder Schach.



Marktstände



Akrobaten